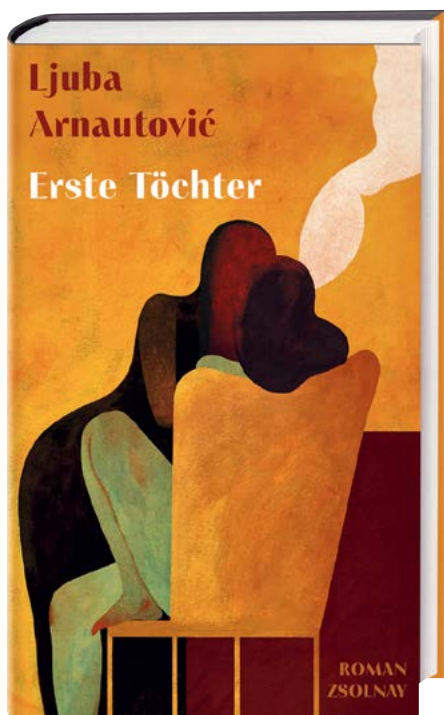


Leseprobe aus:
Ljuba Arnautovic
Erste Töchter



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2024 Paul Zsolnay Verlag Ges.m.b.H., Wien





Ljuba
Arnautović
Erste Töchter

Roman

Paul Zsolnay Verlag

Die Arbeit an diesem Roman wurde mit einem
Projektstipendium des Bundes gefördert.

Mit freundlicher Unterstützung
der Stadt Wien, Literatur und Wissenschaft



Handlung, Figuren, Orte und Zeiten des Romans sind
literarisch fiktional, auch wenn sie in Teilen auf wahren
Begebenheiten beruhen.

1. Auflage 2024

ISBN 978-3-552-07508-5

© 2024 Paul Zsolnay Verlag Ges. m. b. H., Wien

Satz: Nele Steinborn, Wien

Autorinnenfoto: © Leonhard Hilzensauer/Zsolnay

Umschlag: Anzinger und Rasp, München

Motiv: Your Blissful Shadow No.3 © Owen Gent

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany



MIX
Papier | Fördert
gute Waldnutzung
FSC® C014496

Erste Töchter

Meinen Geschwistern

In liebevoller Erinnerung an Charlie

Er raucht filterlos.

Kein schöner Mann, auch wenn er kürzlich einem Fotografen Modell gestanden hat, der Herrenmode für ein Magazin ablichtet. »Sie sind ein Frank-Sinatra-Typ«, fand die Redakteurin, als sie ihn in der Straßenbahn ansprach.

Auf einem zweiten Stuhl stapeln sich die Tageszeitungen, und auf dem runden Tischchen liegt immer ein Buch. Er bestellt sich einen Mokka, und später noch einen.

Er ist nicht sehr groß. Die Kleidung sitzt tadellos an seinem schlanken, fast mageren Körper. Die Schuhe sind stets auf Hochglanz gebürstet. Immer trägt er Krawatte und eine Weste unter dem Sakko, und beim Verlassen des Lokals setzt er sich einen Hut mit elegantem Schwung auf den Kopf. Von der Nasenwurzel ausgehend haben sich tiefe Falten hinunter bis unter die Mundwinkel gegraben. Ein Gesicht mit einer Landschaft, findet Dörte. Es ist diese selbstbewusste Haltung, seine lässigen Bewegungen, die ihren Blick immer wieder anziehen. Die Art, wie er die Beine übereinanderschlägt, den Ellbogen aufstützt, die Zigarette hält, die Sauberkeit seiner Fingernägel überprüft. Das alles wirkt so souverän, so männlich. Er ist wesentlich älter als sie, sie schätzt ihn auf über vierzig.

Vor Tagen schon ist er ihr aufgefallen. Dörte besucht das Café unweit ihres Untermietzimmers im achten Bezirk fast jeden Spätnachmittag. Sie trinkt ein Kännchen Assam und versucht sich auf ihre Skripten zu konzentrieren. Ein Auslands-

semester hat sie nach Wien geführt. Sie ist 23 Jahre alt und zum ersten Mal fern ihres behüteten Frankfurter Elternhauses. Sie genießt ihre Freiheit. Viel lieber hätte sie Archäologie studiert, aber das kommt nicht in Frage. Ihr Vater ist doppelter Doktor, Human- wie auch Veterinärmediziner, und er bekleidet das Amt des Direktors am Frankfurter Schlachthof. Für sein einziges Kind ist nur ein Medizinstudium vorstellbar. Wo käme man denn hin, würden alle ihr Hobby zum Beruf machen. Dörte, wie sie unter Gleichaltrigen gerufen wird – die streng protestantischen Eltern nennen sie hartnäckig bei ihrem Taufnamen Dorothee –, hat immerhin durchsetzen können, dass sie für ein paar Monate ins Ausland gehen und danach ihre Studien an der Universität von München, dieser angesagten Stadt, fortführen und abschließen wird – unter der Bedingung, dass sie bei der Schwester ihrer Mutter wohnen wird. Man erhofft sich eine Aufsicht der kostbaren Tochter durch Tante Gertrud. Dass diese recht unkonventionelle Ansichten hat, sich längst dem Schwabinger Lebensstil der 1960er Jahre angepasst hat, sich gar in Künstlerkreisen herumtreibt, ahnt die Frankfurter Verwandtschaft zu Dörtes Glück nicht.

Aber jetzt ist erst einmal Wien dran, der Sehnsuchtsort mit der großen Ägyptischen Sammlung. Dörtes Leidenschaft gehört dieser Hochkultur. Wann immer es sich zeitlich ausgeht, geht sie von ihrer Unterkunft in der Albertgasse die Josefstädter Straße hinunter zum Kunsthistorischen Museum. Dort, in diesen hohen, dunklen, stillen Räumen, hängt der Geruch, den sie so liebt. Mögen andere ihn muffig nennen, für Dörte atmet es sich hier leicht wie nirgendwo sonst. Die wurmstichigen Holzverkleidungen, Kästen und Vitrinen strahlen für sie Heimeligkeit aus. Sie tut sich mit dem Lernen leicht, und so passt in ihren Kopf nicht nur das Wissen um die menschliche Anatomie und

Pathologie, sondern auch die Texte und Bilder der dicken Folianten in der Nationalbibliothek, nur wenige Gehminuten vom Museum entfernt, auf der gegenüberliegenden Seite der Ringstraße.

Der Mann bemerkt ihren Blick, lächelt ganz leicht und nickt ihr grüßend zu. Beschämt senkt sie den Kopf. Was für ein umwerfend sympathisches Lächeln er hat.

Später tritt er mit den Zeitungen an ihren Tisch. »Möchten Sie eine davon, Fräulein? Entschuldigen Sie, ich nehm mir immer gleich den ganzen Stapel.«

»Nein, nein. Aber danke, sehr aufmerksam.«

»Dann also ... bis morgen, Fräulein?«

Sie lächelt verlegen, er deutet eine winzige Verbeugung an, hängt die Zeitungshalter zurück an ihre Haken, schlüpft in seinen weich fallenden Mantel und verlässt das Café.

Die beiden werden bald ein Liebespaar. Dörte wird seine dritte Ehefrau sein, für sie ist es die erste Beziehung. Bisher hat es in ihrem Leben nur die eine oder andere Schwärmerei für einen Studienkollegen gegeben. Dieser hier ist ein richtiger Mann. Ein Mann, wie ihn ihre Eltern ganz bestimmt nicht im Sinn haben, wenn sie an einen künftigen Schwiegersohn denken.

Karl ist ein Gezeichner. Nicht nur Gesicht und Körper tragen die Narben eines schweren Schicksals, auch seine Seele ist verwüstet. Was ihn Jahre des Hungers, der Kälte und ständiger Todesgefahr hat überstehen lassen, ist ein unbändiger Lebenswille und ein Ehrgeiz, der bereits da gewesen sein muss, bevor er ihn in eine bestimmte Richtung zu lenken weiß. Das harte Leben hat ihn eine Lektion gelehrt: Nie wieder Opfer sein! Nie wieder der Unterlegene, der Ohnmächtige sein. Stärker sein als andere. Keine Rücksicht nehmen. Immer nach oben streben, dorthin, wo die Macht ist.

2

Als Neunjähriger wird Karl gemeinsam mit seinem drei Jahre älteren Bruder Slavko von den wegen ihrer politischen Einstellung verfolgten Eltern ins vermeintlich rettende Exil in die Sowjetunion geschickt. Im Frühjahr 1934 werden die Buben zusammen mit einer Gruppe von Kindern über die Grenze nach Tschechien geschleust. Später würden die österreichischen Behörden dies als »mutwilliges und illegales Verlassen des Staatsgebiets« bezeichnen und damit den Verlust der Staatsbürgerschaft begründen. 1934 ahnt noch niemand, dass der 12. Februar ein Schicksalstag für diese und andere Familien, wie auch für die gesamte, noch junge Republik sein würde.

Bereits im Jahr 1927 kündigt sich eine verschärfte Gangart des Regimes gegen linke Parteien an. Da fallen die Schüsse von Schattendorf. Ein Verband extremer Rechter – sie nennen sich »Frontkämpfer« – und die paramilitärische Organisation der Sozialdemokratischen Partei – der »Demokratische Schutzbund« – geraten am 30. Jänner in dem burgenländischen Dorf aneinander. Die Frontkämpfer schießen aus einem Gasthaus heraus auf einen vorbeimarschierenden Demonstrationszug von Schutzbündlern. Ihre Kugeln treffen einen Kriegsinvaliden und einen achtjährigen Buben tödlich.

Ein halbes Jahr später findet am Wiener Straflandesgericht der Prozess statt. Drei Frontkämpfer werden des vorsätzlichen kaltblütigen Mordes bezichtigt, diese verteidigen sich, indem sie die Vorkommnisse als Notwehr darstellen. Das Gericht entschei-

det auf Freispruch. Das Unrechtsurteil, wie es genannt wird, löst einen Sturm der Empörung aus, eine aufgebrachte Menschenmenge zieht zum Justizpalast und setzt ihn in Brand. Viele Unbeteiligte eilen herbei, um das Spektakel zu sehen, die Wiener haben dafür einen Begriff: »Gemma schau.« Da gibt der Wiener Polizeipräsident mit Erlaubnis des Bundeskanzlers Seipel den Befehl, in die Menge zu schießen. Die Bilanz ist blutig: fast hundert Tote und mehr als 1500 Verletzte.

Jetzt beginnen die Menschen zu ahnen, dass ihr enthusiastisch betriebener Aufbau des »Roten Wien« (das freilich erst in der Rückschau so heißen würde – in jenen Jahren spricht man vom »Neuen Wien«) in Gefahr geraten könnte. All die Errungenschaften wie Wohlfahrts- und Bildungseinrichtungen, soziale Absicherung, ordentlicher Wohnbau würde man ihnen wieder nehmen, wenn sie sich um deren Erhalt nicht selber kümmern, und das kann nur Kampf bedeuten.

Karls Eltern schließen sich dem »Republikanischen Schutzbund« an, der paramilitärischen Gruppierung der Sozialdemokratie, und sie nehmen bald aktive Rollen ein. Der Vater Karl sen., arbeitslos wie so viele, bringt es zum Vertrauensmann in seinem Bezirk. Die Mutter Eva arbeitet als Sekretärin in der Krankenkassengenossenschaft und kümmert sich in ihrer Freizeit um das Bildungsprogramm einer Volkshochschule. Sie plant selbst, die Matura in Abendkursen nachzuholen und sich ihren sehnlichen Wunsch, den sie seit frühester Jugend hegt, zu erfüllen: ein Studium an der Universität. Was ihr bisher aufgrund ihrer Herkunft und ihres Geschlechts verwehrt geblieben war – jetzt scheint es möglich.

Im März 1933 wird dem Parlament durch eine Intrige des Bundeskanzlers Engelbert Dollfuß seine Wirkmacht genommen.

Im Mai 1933 wird die Kommunistische Partei verboten, und

es scheint nur eine Frage der Zeit, bis es auch die Sozialdemokraten erwischt. Tatsächlich würde nicht einmal ein Jahr vergehen.

Am 21. Jänner 1934 wird die sozialdemokratische *Arbeiter-Zeitung* verboten.

Am 3. Februar lässt Emil Fey, der Sicherheitsminister und Führer der »Heimwehr«, einer selbsternannten Hilfspolizei, wieder einmal sozialdemokratische Versammlungslokale durchsuchen. Ziel ist es, die Bewegung zu entwapfen. Diesmal werden zwei militärische Führer und mehrere Bezirkskommandanten des Schutzbundes festgenommen.

Eine Woche später, am 11. Februar, verkündet er auf einer Heimwehrversammlung in Langenzersdorf: »Wir haben jetzt Gewissheit: Kanzler Dr. Dollfuß ist der Unsrige. Wir werden morgen an die Arbeit gehen, und wir werden ganze Arbeit leisten. Für unser Vaterland! Heil Österreich!«

Am Rosenmontag, dem 12. Februar 1934, beginnt's in Linz mit der von Emil Fey angeordneten Durchsuchung des »Hotels Schiff«, dem Parteiheim der Sozialdemokraten. Der Schutzbund leistet bewapften Widerstand und macht Meldung nach Wien. Es beginnt ein verzweifelter, blutiger, letzter Gefecht.

Die Kräfte sind derart ungleich verteilt, dass einige führende Schutzbündler sich weigern, Waffen auszugeben oder deren Verstecke zu verraten, im guten Willen, unnötiges Blutvergießen zu vermeiden. Etliche kampfeswillige Genossen fühlen sich verraten und wenden sich von ihrer Partei ab – die ohnehin sofort verboten wird. Die am meisten Gefährdeten flüchten vor dem ausgerufenen Standrecht nach Prag, Brünn oder in die steirischen Berge, andere schließen sich der illegal tätigen KP an, wieder andere sind vom Auftreten jener erstarkenden Partei fasziniert, die auch das Wort »sozialistisch« im Namen trägt. In Österreich noch verboten, feiert sie in Deutschland fulminante Wahlsiege.

»Austrofaschismus« nennen die einen die Jahre zwischen jenem blutigen Februar 1934 und dem »Anschluss« an Deutschland 1938. Die anderen verwenden bis heute den harmloser klingenden Begriff »Ständestaat«.

Die reaktionäre Übermacht und die Gefahr sind zu groß. Der Schutzbündler Karl flüchtet mit einer Gruppe von Genossen nach Prag. Eva verliert kurz darauf ihren Posten. Das in der Zwischenzeit getrennte, jetzt mittellose Elternpaar ist nicht mehr in der Lage, seine Kinder durchzubringen.

Da kommt ein Hilfsangebot. Etwa hundert Frauen aus Wien, Oberösterreich und der Steiermark nehmen es an. Es ist wie das verzweifelte Greifen nach einem Strohhalbm.

Die kommunistische »Internationale Hilfsorganisation für die Kämpfenden der Revolution« agiert in Österreich als »Rote Hilfe« und bietet den einstigen politischen Konkurrenten an, ihre Kinder erst einmal herauszuholen aus den prekären Verhältnissen. Man würde sie für einen erholsamen Ferientaufenthalt auf die Krim bringen und über den Sommer mit allem Nötigen versorgen. Danach würde man weitersehen.

Mit schwerem Herzen, aber auch voller Zuversicht verabschieden sich die Eltern in Prag von ihren Buben Slavko und Karli, die zusammen mit 120 weiteren Kindern den geschmückten Sonderzug besteigen. Dass sie ihren Älteren nie wieder und den Jüngeren erst nach mehr als zwanzig Jahren wiedersehen würden, können sie an diesem Tag nicht ahnen.

Die Situation in Österreich entspannt sich nicht, im Gegenteil. Die allein in Wien zurückgebliebene Eva wird verhaftet, verhört, gefoltert und schließlich des Landes verwiesen. An Leib und Seele versehrt fährt sie zu ihrem Lebensgefährten nach Tschechien. Dieses Land ist der geborenen Wienerin fremd, sie kennt es nur von gelegentlichen Besuchen bei ihrer mährischen

Großmutter. Das Elternpaar hat jetzt nur den einen Wunsch, mit seinen Kindern wiedervereint zu sein. Es soll ihnen nicht gelingen.

Die Kinder werden von der Krim in ein rasch für diesen Zweck umgebautes Palais im Zentrum Moskaus gebracht, das Messingschild neben dem Portal verkündet auf Kyrillisch: »Kinderheim Nr. 6 für Schutzbundkinder«.

In der Sowjetunion tobt da bereits Stalins Terror, außerdem herrscht Mangelwirtschaft, aber die Kinder bekommen davon nichts mit. Sie leben von jeglichem Unbill abgeschottet in ihrem Palais, bestens betreut, bekocht und eingekleidet. Zum Unterricht fährt man sie mit einem eigenen Bus in die deutsche Karl-Liebknecht-Schule. Man zieht eine zweisprachige Elite heran, die man gut im Sinne der Sowjetideologie wird einsetzen können.

Erst, als die Verhaftungswelle unter Politemigranten ihren Höhepunkt erreicht, bekommen es auch die Zöglinge zu spüren. Nach der Auflösung ihres Heims 1939 werden die meisten Kinder und Jugendlichen auf gewöhnliche sowjetische Kinderheime verteilt.

1941 dreht sich ihr Schicksal ein weiteres Mal. Mit dem Bruch des Nichtangriffspakts und dem Überfall von Hitlers Wehrmacht auf die Sowjetunion geraten etliche von ihnen als angeblich deutsche Volksfeinde in Stalins Terrormühle.